



# Lichtenberg Gesellschaft e.V.

[www.lichtenberg-gesellschaft.de](http://www.lichtenberg-gesellschaft.de)

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter [tuprints](http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de), dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – [tuprints@ulb.tu-darmstadt.de](mailto:tuprints@ulb.tu-darmstadt.de)

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to [tuprints](http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de), E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – [tuprints@ulb.tu-darmstadt.de](mailto:tuprints@ulb.tu-darmstadt.de)

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

---

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

---

**Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter [www.lichtenberg-gesellschaft.de](http://www.lichtenberg-gesellschaft.de)**

**In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see [www.lichtenberg-gesellschaft.de](http://www.lichtenberg-gesellschaft.de)**

---

Schulz vom 24. November 1817 (WA IV 28, 308). Die Ergänzung wird willkommen sein; sie ist jedenfalls ganz im Sinne von Frickes Arbeit, den Bestand der „Sprüche in Prosa“ als eine erweiterungsfähige Menge anzusehen:

„Ich finde hier ein Blatt mit Bleistift geschrieben, bei Veranlassung Ihrer lieben Briefe; lassen Sie mich den Inhalt diktieren, die Verbindungspartikeln finden Sie selbst am besten.

Die Lehre vom direkten und obliquen Licht ist so fruchtbar, daß ich selbst noch oft dafür erschrecke. Mehrere Fälle, die seltsamsten, lösten sich mir auf durch das Einfachste was jeder längst schon weiß.

In der Stille arbeite ich immer fort und habe wieder recht gute Sachen erhascht, stets auf dem alten Wege, die einfachsten Maximen in allen ihren proteischen Erscheinungen nicht los zu lassen.

Was ist einfacher als eine Whistkarte, die Gesetze dieses Spiels! und wer spielt denn vollkommen Whist.

Die Natur ist ganz praktisch, deswegen müssen ihre Maximen ganz einfach sein. Brauchte sie so viele Umstände, als Newton zu seiner Optik, so wäre nie ein Weltchen zu Stande gekommen, ja kein Steinchen wäre vom Himmel gefallen.

Seltsam ist es daß man die Wissenschaft als etwas für sich Bestehendes behandelt, und doch ist sie nur Handhabe, Hebel womit man die Welt anfassen und bewegen soll. Soviel für diesmal, damit nur wieder etwas zu Ihnen gelangt.“

*Redaktion*

- 1 Zum Verständnis dieses Terminus *technicus* wie überhaupt zum Definitionsrahmen muß man Frickes (für germanistische Verhältnisse einigermaßen ungewöhnlich) gleichermaßen knappes wie umsichtiges und schlagendes Metzler-Realienbüchlein „Aphorismus“ mit seinem philosophisch-logisch fundierten Kriterienkatalog (1984, 14) hinzuziehen.

*Voltaire – Friedrich der Große: Briefwechsel. Ausgewählt, vorgestellt und übersetzt von Hans Pleschinski. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1994. 579 S., DM 24,90.*

Heinrich Heine mochte die sarkastische Prosa des Franzosen, der, „indem er dienstbar den Großen die Fackel vortrug, auch damit zugleich ihre Blöße beleuchtete.“ Georg Christoph Lichtenberg roch den Braten noch früher, er nannte den „Einsiedler von Sanssouci“: „Seine sehr voltairische Majestät. – Der König von Preußen.“ (B 393) Der Briefwechsel zwischen Voltaire und Friedrich II. dokumentiert die psychologischen Dimensionen einer temperamentvollen Haß-Liebe zwischen zwei Männern, die Literatur und Geschichte gemacht haben. Eröffnet wird die pikante Beziehung mit Friedrichs Brief vom 8. August 1736: „Schätze des Esprits und Werke,

die mit so viel Geschmack, Delikatesse und Kunst gearbeitet sind“, hat der Kronprinz schon von Voltaire gelesen, für ihn, der Oden dichtet, ein Stern erster Größe. Mehr noch, ein leuchtendes Zukunftsbild wird prophezeit, eine Art immerwährender Olymp: „Die großen modernen Männer werden eines Tages Ihnen und nur Ihnen allein zu Dank verpflichtet sein, wenn der Streit, ob Ihnen oder den antiken Dichtern der Vorrang gebühre, wieder aufflammen wird, und wenn dann Sie die Waage auf seiten der Modernen niedergehen lassen werden.“ Schon tastet sich Friedrich in Gedanken vor in die erste Reihe, wenigstens aber ganz in die Nähe eines „Großen“. Friedrich ist närrisch auf noch mehr als nur gedruckten Voltaire. Falls noch ein ungedrucktes Manuskript herumliege, „so verspreche ich Ihnen, es im geheimen zu verwahren und mich damit zufrieden zu geben, ihm ganz für mich zu applaudieren.“

Die erste Antwort des längst arrivierten, wohlhabenden und schon verfolgten Voltair trägt bereits den Stempel alleruntertänigster Raffinesse. Von seinen Landsleuten „Homer der Franzosen“ genannt, hofft er, daß Friedrich seine Seele pflegen möge, „die zum Befehlen geboren wurde“. So beginnen Verstellungsspiele, jeder reizt den Nerv des andern.

Ganz schnell ist man sich einig in der gemeinsamen Abscheu gegen alle Tyrannen, und weitschauend-lobschnauzend schreibt Voltaire, Friedrich werde der richtige Mann sein, „der seine Staaten ins Goldne Zeitalter“ zurückführen werde. Treffliche Aussichten für den zukünftigen Monarchen: „Er werde von seinen Völkern angebetet und von der ganzen Welt gepriesen werden“.

Ein berauschender Auftakt, so können Korrespondenzen beginnen, die lange währen und trotz mancher Spannungen und widriger Fährnisse nahezu 42 Jahre andauern werden. Friedrich nennt den um achtzehn Jahre älteren Dichter und Historiographen seinen wohlgeneigten und lieben Freund, Voltaire hält sich schadlos mit „Salomo des Nordens“. Jeder setzt in den anderen andere Hoffnungen. Voltaire sieht im geistvollen Sproß aus dem Hohenzollerngeschlecht ein Muster für praxisfähige Aufklärung, Friedrich hingegen in Voltaire einen unmittelbaren Dialogpartner für alles, was ihm Alltag war. Es dauert nicht allzu lange, und der Leser registriert es nicht ohne Genuß: Man liebt mehr die Gedanken des anderen als dessen Taten.

In einem aber bedarf es nicht der Verstellung. Friedrichs Hingabefreudigkeit an den permanenten Korrektor und Lektor seiner Gelegenheitsdichtungen namens Voltaire ist groß. Für Voltaire muß es freilich quälend gewesen sein, die Ergüsse des Kronprinzen/Königs immer mit Freundlichkeitsfloskeln zu garnieren. Aber: auch er setzte ja Erwartungen in den Mann, der einst auf dem Thron Preußens sitzen würde. „Sie erziehen mich durch Prosa“, schreibt Friedrich einmal, was auch nur ein Lob ist auf den Mann, der die brillanteren Briefe zu schreiben vermag. Und so liefert man sich aus, „um alle Strenge des Meisters und um die harte Unbeugsamkeit eines Zensors“ nachsuchend. Friedrichs Verse werden dadurch nicht besser, nur feixt Voltaire noch ein bißchen mehr, wenn Friedrich von ihm erwartet, daß die Korrekturen so viel bedeuten „wie von Apoll selbst diktierte Regeln und Musenhauch“. Wenn man nur genügend kräftigen Wind in den Blasebalg der falschen Übereinkünfte zu jagen versteht, dann klingt ein barsches, nur leicht retuschiertes Negativurteil fast wie Lob. Voltaire: „Man überwacht unsere Schritte und unsere Worte; man horcht auf alles, weiß alles.“

Doch nur solange es um Verse ging, war Friedrich leicht zu dirigieren. Spielte Politik und Weltkunst in die Beziehungen, tat Friedrich schnell verstimmt. Schlimmer noch, Voltaire in Potsdam und Berlin, das konnte nicht gut gehen, weil der Unter-

schied zwischen erträumter und wirklicher Nähe zu groß war. Und als es Voltaire gar mit Friedrichs Hofanhang verdarb (durchaus intrigant und eingreifend), mußte das über Hetztiraden bis zur Verhaftung führen. Dennoch, ganz verspielt es keiner über längere Zeit mit dem andern. Wohl ist es hier wie zumeist im Leben: man durchschaut einander allmählich, aber je mehr dies geschieht, um so mehr erblickt man auch erschrocken sein eigenes Spiegelbild im andern.

Das Lesevergnügen wird dadurch eher erhöht als geschmälert. Auch Friedrichs aufkommender Gedanke an Selbstaufgabe und Ideentransfusion paßt ins Konzept der schein-dramatischen Gefechte: „Welches Glück gliche meinem, wenn ich meinen Geist von Ihrem nähren könnte, wenn ich mich unter Ihrer Obhut auf den Pfad des wahren Schönen geführt fände!“

Indes, die Verhältnisse sind nicht so. Voltaire verlangt, wenn er nach Preußen kommen soll, „präzise Order“. Und so tauscht man eben wieder mal ein paar Gemeinplätze (nur schwach boshaft gewürzt) aus. Friedrich: „Religion ist der Fetisch der Völker“ oder „Was die Deutschen angeht: Ihre Bücher sind von betäubender Konfusion.“ Und Voltaire schreibt gern das Gegenteil von dem, was er mit Bestimmtheit weiß: „Aber die guten Untertanen geben den guten Herrschern aus freien Stücken alles hin.“ Mit solch süßer Aufklärungstinte arbeitet er sonst nicht, für Friedrich spielt er auch diesen Part, schließlich hat alles seine eigene Dynamik. Die Bindungszwänge eines Königs und die Freiheitsbedürfnisse eines Poeten lassen sich partiell teilen und spielerisch hin- und herschieben.

Es ist in diesen Briefen manchmal wie im Theater. Woher die Stimme gerade kommt und wer da eigentlich spricht, es ist allemal ein verdecktes Rätselspiel. Vielleicht ein seltenes Kabinettstück an mißklingender und mißlungener Aufklärungsarbeit.

Der Leser freilich, heute aufgeklärter denn je, kann seine helle Freude an diesen beiden Männern haben, die sich traumwandlerisch mißverstehen, oder wenigstens so tun. Ihr Brieftheaterspiel ist oft so frappant, daß man sich schier wundern muß, warum noch kein Dramatiker oder Theaterdirektor die hinterlistige und zugleich vordergründige Brillanz dieser Meinungs-mißverschiedenheiten auf die Bühne gebracht hat. Was ja noch immer möglich ist.

Hat man das vergnügliche Rollenspiel durchschaut, kommt immer noch eine Steigerungsstufe hinzu. Die direktere Aufforderung zum Rollentausch geht von Voltaire aus: „Monseigneur, warum sind Sie ein Fürst? Warum sind Sie nicht wenigstens für ein oder zwei Jahre ein Mensch wie andere?“ Und, nachdrücklich stichelnd: „Sie entzücken mich, Monseigneur, durch das Mißtrauen, das Sie gegen sich selbst an den Tag legen, ebenso wie durch Ihre großen Begabungen.“

Auch Titel wie „Aderlasser der Nationen“ setzt Voltaire in Umlauf, während er mit ironischer Geschäftigkeit die Oden des Feldherrn Friedrich noch immer korrigiert. Doch auch Geld und Orden fordert Voltaire, der „Philosoph auf dem Thron“ wiederum stimmt Klagelieder an, sieht sich als einen „Sklaven der Launen so vieler anderer Mächte“, sein „Los ist ein anderes geworden“, und Voltaire schmeichelt frech: „so doch Ihre schöne Seele nicht.“ Es sind durchweg Schreib-Attacken, die plötzlich kommen, im eingeübten Spiel zweier erfahrener Verstellungskünstler aber ebenso rasch wieder vergehen. Auch schadet es der „Freundschaft“ nur wenig, wenn Friedrich offen oder insgeheim Voltaire „Quälgeist und Bösewicht“ nennt.

Es gibt wie überall auch hier ruhigere und daran anschließend die bewegteren Abschnitte. Friedrich hat ernsthaft mit der „Veränderung des alten politischen Systems“ zu tun, denkt an Schlesien, berechnet die komfortablen Aufenthaltskosten für Voltai-

res ersten Preußenbesuch mit 7035 Talern, wo überall im Land gespart werden muß, schließlich hat „kein Hofnarr je von seinem Burgherrn solche Gelder eingestrichen.“

Sie entlassen beide einander nicht. Voltaire verscheucht „Ew. Humanität“ nicht aus diesem Anhänglichkeits- und Abhängigkeitstheater: „So wäre es denn mein größter Trost, bei diesem Philosophenkönig zu leben [...] der die falsche Gravität flieht, hinter welcher sich stets Beschränktheit und Unwissenheit verbergen, der sich freimütig mitteilt, weil er nicht fürchten muß, durchschaut zu werden.“

Die Wirkungen dieser Spiele mit der Blendlaterne bleiben aus, jeder weiß, wie alles im rechten Lichte zu verstehen ist. Gerade das ist die Kunst ihrer Korrespondenz. Längst weiß Friedrich, daß Voltaire auch nach Berlin gekommen ist, um ihn auszuhorchen. Friedrichs Spione haben in ganz Europa offene Ohren, und die hören allerorts, was Voltaire ersinnt, wenn er nicht Prosa schreibt oder königliche Oden korrigiert. Friedrich kann jederzeit den Spieß auch umdrehen: „Haben Sie Lust, die Poesie gegen die Politik einzutauschen? Die einzige Ähnlichkeit, die sich zwischen beiden erkennen läßt, besteht darin, daß die Politiker und Poeten Spielzeug der Öffentlichkeit und Gegenstand des Hohns der Kollegen sind.“

„Staatsgeschäfte und Verse sind Dinge höchst unterschiedlicher Natur“, erklärt der Monarch dem Poeten. Das ist und bleibt der Bezirk, wo keine Beratung von außen stattfinden wird. Friedrich denkt nicht daran, „über Politik zu parlieren“, er lacht über Voltaires „machtlose Wut“ beim Ränkeschmieden, und auf die verstümmelten Briefe des Franzosen eingehend droht er gar: „In diesem Lande kennt die Justiz das Urheberrecht.“

Geist und Macht, Macht und Geist, auch dieses Wechselthema durchzieht den Briefwechsel beider Männer, deren Anhänglichkeit im Alter etwas ganz einnehmend Pikantes bekommt, weil beide ihre gut gespielten Rollen allmählich in den Orkus segeln sehen.

Wer so wie diese beiden miteinander zu spielen vermag, der langweilt nie. Ein Buch der spitzfindigen und liebevollen Sticheleien, der Wünsche ins Anderswo, ein prächtiges Stück nie erlahmender Unterhaltung, exzellenter Analysen, ein grandios exerziertes Muster an produktiver Intrige, zwei Pole dieser Welt im spielerisch ersonnenen Vergnügen miteinander. Immer bereit, dem andern eins auszuwischen, und dennoch begierig darauf, aneinander hängen-zubleiben. Eine Art Freundlichkeitswirtschaft ohne wirkliche Freundschaft.

Hans Pleschinski hat ein Drittel aller vorhandenen Briefe für diese Ausgabe (die zuerst 1992 bei Haffmans in Zürich erschien) ausgewählt, übersetzt und kommentiert. Pleschinski hat Spaß an dieser Arbeit gehabt, das spürt auch der Leser jederzeit. Es sei dahingestellt, ob er durch seine Art der Übersetzung manche Pointe noch deutlicher hervorgehoben, Wortspiele und Anspielungen vorzüglich und in eigener Regie ausgekostet hat. Seine ironisch mitgehenden Kommentare verraten zudem einen Mann, der den Wechsel von fundierter und knapper Vermittlung gut ausbalancieren kann. Mancher Kurzkommentar offenbart schon die sparsame Diktion eines Erzählers. Kein Wunder, denn im August 1995 erschien Pleschinskis immerhin fünfter Roman, „Brabant“, Roman zur See.

„Der unter die Teufel gezählte Voltaire“ (Lichtenberg, F 1029) und der alte Fritz hatten sich noch was zu sagen, und das hat allzeit den Klang von Literatur. Ein Lesebuch, gerade willkommen in Zeiten, wo der Streit über Ende oder Anfang von Aufklärung nicht zur Ruhe kommen sollte.

*Helmut Hirsch*